

Wörter – Musik – Wörter

Irgendwann in einer Improvisation habe ich begonnen, zu sprechen. Es war kein geplanter Entscheid “*jetzt mache ich etwas mit Wörtern*”, die Wörter kamen in jenem Moment einfach auf mich zu. Viele Entscheide werden in einer Improvisation intuitiv gefällt, der Zugriff auf die Wörter aber scheint eine längere Zeit in mir gelauert zu haben. Es waren Alltagswörter und -sätze, keine erfundenen Lautkombinationen, und ich habe sie einfach vor mich hingesprochen. Vielleicht war es das Sprachgeräusch an sich, das ich in jenem Moment suchte, das Inkorporieren von etwas ganz Alltäglichem, Selbstverständlichem, das auftauchen und wieder verschwinden konnte. Ich hatte so leise vor mich hingesprochen, daß wohl kaum jemand den Text vollumfänglich verstanden hatte, mit Absicht. In jenem Moment habe ich etwas berührt, was mich seitdem in unterschiedlichen Kontexten immer wieder beschäftigt: das Auftauchen und Verschwinden von Verstehen und Bedeutung.

Der Zugriff auf die Wörter im musikalischen Kontext kam aber auch aus einer inneren Notwendigkeit. Bis dahin hatte ich mich vor allem auf wortungebundene Vokalklänge konzentriert und die Wörter gemieden, weil sie in meinen Ohren für einen konventionellen Umgang mit der Stimme standen und die traditionelle Vokalmusik bestätigten. Jetzt zogen mich die Wörter vielleicht gerade wegen ihrer Direktheit zunehmend an.

Inspirationen fand ich vor allem in der Literatur und keineswegs nur in der zeitgenössischen und experimentellen, bei Virginia Woolf, bei Gertrude Stein, bei Natalie Sarraute, in der Edda. “*Ici*” von Natalie Sarraute (“*Hier*” in der deutschen Übersetzung von Erika Tophoven, Köln 1997) ist das einzige Buch, das ich überhaupt und lange als Textreservoir verwendet habe. Ich klebte Ausschnitte daraus in ein Notizbuch, setzte Wörter und Abschnitte neu zusammen, schrieb Anmerkungen dazu, schwärzte Passagen. Dieses Notizbuch verwendete ich viele Jahre und nur in einer einzigen Formation, es war mein Wortreservoir für das Trio *selbdritt* mit Sylwia Zytynska und Alfred Zimmerlin. Das ‘*In-den-Händen-Halten*’ des Buches auf der Bühne war angenehm, nun hatte ich ein Objekt bei mir, das ich aufschlagen und durch dessen Seiten und Sätze ich, Wortgruppen und Wiederholungen bildend, springen konnte. Was mich dabei leitete, war die Lust, Wörter neu zusammenzusetzen, Zusammenhänge aufzuspüren und sie zu verlieren, Sätze angeschnitten stehen oder abreißen zu lassen, kleine Passagen beiläufig weiterzuspinnen, Fragen zu formulieren. Die Wörter ließ ich in diesem Collageverfahren aber immer ganz. Das Ein- und Ausblenden von Fragmenten, die mit dem Jetzt der Aufführungssituation zu tun haben könnten, interessierte mich, das Verwischen und Wechseln von Zeitebenen und das Eintreten in ein Feld flüchtig schimmernder Bedeutungen.

Mit der Zeit stellte ich fest, dass in Proben und Aufführungen Wörter, Sätze, Wortgruppen von alleine aufzutauchen begannen, dass ich sie nicht suchen konnte, dass sie sich aber einstellten, und ich begann diesen Einfällen und Eingebungen zu vertrauen. Manchmal sind es Wörter aus anderen Sprachen, die ich mehr oder weniger gut spreche und verstehe. Die fremde Sprache erlebe ich dabei als andere Farbe, als würde ich mit zwei oder drei Grundfarben an einem Bild arbeiten. Fremde Sprachen, auch wenn ich sie selber spreche, höre ich anders als meine Muttersprache und ich höre mir in ihr, der fremden Sprache, auch anders zu. Es gibt eine größere emotionale Distanz, die ich sehr schätze. Das auftauchende Wortmaterial ist manchmal überraschend. Je beiläufiger es sich einstellt, desto lieber ist es mir. Wie in jeder Ensemblearbeit sind es die Kontexte und Konstellationen, sei es mit Instrumentalisten oder anderen Stimmen, die Wörter und Wortgruppen auslösen und anlocken. Ich kann sie nicht herbeizwingen, ich kann aber in eine Wachsamkeit, einen Bereitschaftszustand für sie gehen. Ich kann versuchen, sie zu hören und entscheiden, ob ich ihnen stattgeben möchte. Genau so wie es im Umgang mit Klängen geschieht.

Wörter sind auch Klänge, aber Klänge sind keine Wörter. Wörter besetzen den Raum mit ihren weiten Bedeutungsräumen und saugen die Aufmerksamkeit an. Das Balancieren von Wörtern und Klängen im Nebeneinander und Zusammenspiel ist ein fragiler Akt. Um den musikalischen Raum offen zu halten und nicht mit vorgegebenen Bedeutungen zu verstopfen, ist die Sensibilität aller Mitspielenden für diese Fragilität gefragt. Das In-Schach-Halten der Wörter mit ihren Bedeutungsräumen ist dann etwas, das nur gemeinsam gelingen kann, durch ein waches und dosiertes Überlagern und Freigeben der Wörter und Klänge.

Die Oberfläche der Wörter ist eine lebendige Textur aus Konsonanten und Vokalen. Sie ist rau und klingt von allein, wenn ich die Wörter auf die Zunge nehme und im Körper resonieren lasse. Dann entsteht eine feine Resonanz meines Innenraums mit dem Außenraum. Ein ausdrucksbemühtes Aufladen der Wörter verschiebt und stört diese Resonanz von Innen- und Außenraum und verengt die Bedeutungsräume. Die Wörter brauchen meinen Ausdruck nicht, aber meine Anwesenheit und Imagination bringt sie in das Hier und Jetzt.

War es zunächst das Sprechen, mit dem ich die Wörter in die improvisierte Musik schleuste, so begann ich mich zunehmend auch an das Singen von Wörtern im Kontext improvisierter Musik heranzutrauen. Sprechen und Singen gehören irgendwie immer zusammen, finden gleichzeitig statt. Ich sehe sie nicht als grundsätzlich verschieden, sondern als unterschiedliche Aggregatzustände desselben Tuns. Das Singen bringt die Wörter in einen flüssigeren Zustand, zum Beispiel, wenn ich die Vokale mit dem Atemstrom aushalte. In diesem Dehnen der Laute und Silben in der Zeit tritt die

Klanglichkeit der Wörter hervor und die Bedeutung zurück. Tonhöhenentscheide verstärken das Zurücktreten der Bedeutungen und diese gesungenen Klänge können sich nun leichter mit instrumentalen Klängen mischen als das gesprochene Wort. Durch Wiederholung kommen rhythmische Qualitäten ins Spiel. Trotzdem, wie auch immer ich die Wörter in die musikalische Textur einsetze, sie bleiben fremd im musikalischen Kontext, widerständig. Sie kommen aus dem Alltag, sind an Bedeutungen gebunden und schon lange vor der Musik dieses Augenblicks da. Mit ihrer bloßen Präsenz lösen sie die Frage und den Wunsch nach Verstehen aus.

Wo beginnt Verstehen? Was entsteht, wenn wir etwas verstehen? Verstehen wir Musik überhaupt? Beruht ihre Wirkung auf Verstehen? Oder liegt sie gerade darin, etwas nicht oder nicht vollständig oder anders zu verstehen? Was überlasse ich den Wörtern selbst? Wo beginnt ein Wort?

Copyright Marianne Schuppe